

FREIBERGER HISTORISCHE BLÄTTER

Nummer 16

September 1993

5. Jahrgang

Jürgen Krahel

Durch den Guckkasten gesehen – frühe Photographien aus unseren Dörfern.

Frühe Photographien - alte Bilder?

Der Titel »Frühe Photographien« aus den ehemaligen Bauerndörfern Beihingen, Geisingen und Heutingsheim, die heute die Stadt Freiberg bilden, weckt Erwartungen auf Bilder aus den Anfangsjahren der Fotografie, also den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, zumindest auf solche aus der 2. Hälfte des Jahrhunderts. Offensichtlich lockte aber damals selten ein Fotograf die Dorfjugend auf die noch ungepflasterten Straßen, denn es finden sich so gut wie keine Bilddokumente aus dieser Anfangszeit. Eines der frühesten Fotos, ein typisches Wanderfotografenmotiv: Lehrer Jakob Riedel aus Heutingsheim mit einer Schulklasse, stammt aus dem Jahr 1874. Die drei Dörfer waren arm und versprachen einem reisenden Berufs- oder wenigstens Nebenberufs-Fotografen wenig Verdienst, und private Kameras waren auf den Dörfern noch kaum zu finden. Vermutlich – aber auch bezeichnenderweise – war Freiherr von Brusselle im Heutingsheim der 1870er Jahre der erste und auf längere Zeit einzige private Kamerabesitzer – zumindest gibt es bisher keine anderen Hinweise. Erst von Pfarrer Otto Paret, der während seiner Amtszeit von 1892 bis 1929 glücklicherweise in allen drei Dörfern auf Motivsuche ging, sind dann wieder Fotos überliefert; seine ältesten Bilder datieren noch in die 90er Jahre.



Lehrer Jakob Riedel 1874 mit Heutingsheimer Schülern der Jahrgänge 1864-68

Häufig sind die (oft auch nur als Reproduktion) noch erhaltenen frühen Fotografien zeitlich kaum mehr einzuordnen. Erst ab den zwanziger Jahren nimmt die Zahl der Bilder sprunghaft zu, aber auch bei ihnen ist meist nicht mehr bekannt, von wem sie einmal

aufgenommen wurden. Und das Glück eines (berufs-)fotografischen Nachlasses mit wohlgeordnetem Archiv war der Stadt Freiberg nicht beschieden. So liegen in der städtischen Fotosammlung überwiegend zufällig erhaltene oder im Rahmen eines Projektes gesammelte Papierabzüge, und es muß befürchtet werden, daß bei jeder Haushaltsauflösung seltene Bilddokumente unwiederbringlich verlorengehen. Denn trotz ihres relativ geringen Alters und der Schwierigkeiten bei der Auswertung vermitteln die vorhandenen Fotos doch ein eindruckliches (wenn auch eingeschränktes und nicht immer unretuschiertes) Bild einer dörflichen Vergangenheit, auf die sich der gern gebrauchte Begriff der »guten alten Zeit« nur selten anwenden läßt.

Die Anfänge.

1839 gilt als das Geburtsjahr der Fotografie: mit der Veröffentlichung von Einzelheiten zur »Daguerrotypie« (so genannt nach ihrem Erfinder Louis Daguerre) durch die Pariser Académies des Sciences et Beaux-Arts begann das Zeitalter der Photographie.

Im selben Jahr noch wurden auch in Deutschland die ersten Daguerre-Kameras, aus Paris kommend, zum Preis von 400 Francs verkauft (einschl. Zubehör). Und bald gehörten sie zum Straßenbild: auf einem Dreibein ein einfacher Holzkasten, vorn ein kleines Kanonenrohr aus Messing, und unter dem Tuch der geheimnisvoll experimentierende Fotograf. Dieser konnte zunächst nur im Freien, und nur bei schönem Wetter, arbeiten – oder besser gesagt: seine Versuche anstellen, denn viele Bilder mißlangen in der Anfangszeit. Dabei wurde auch von den Portraitierten »Körper- und Seelenruhe« verlangt, denn die Belichtung der Silberplatten dauerte noch mehrere Minuten. Die Begeisterung über die neue Erfindung war indes so groß, daß geschäftstüchtige Fotografen, die bald fotografierend durchs Land zogen, von den Neugierigen selbst fürs Zuschauen Geld kassieren konnten. Und innerhalb eines Jahres wurden von der 1841 entwickelten ersten Voigtlander-Fotoausrüstung 600 Stück verkauft – zu einem Preis von 120 Gulden (ein reinwollener Damenmantel bester Qualität kostete 10 Gulden, ein gutes Reitpferd zum Vergleich 100 Gulden).

Der Nachteil der Daguerrotypien bestand in der Einzigartigkeit der Bilder: der Fotograf erhielt nur Unikate, die nicht kopierbar waren. Deshalb war einer der wichtigsten weiteren Fortschritte der Fotografie die Herstellung von Negativen (etwa 1865). Dazu mußte eine Glasplatte mit flüssigem Kollodium beschichtet, anschließend in ein Silberbad getaucht und dann sofort – in nassem Zustand – in der Kamera belichtet werden. Auch das aufwendige Entwickeln mußte sofort nach der Aufnahme geschehen.



Fotograf mit Gehilfen und »Grundausstattung«, 1865

Trotz dieses Aufwandes beherrschte das »nasse« Kollodiumverfahren 20 Jahre lang die gesamte fotografische Negativherstellung bis zum Erscheinen der Bromsilbergelatine-»Trockenplatte« um 1880 und schließlich des Rollfilms aus Zelluloid. Diese erst vereinfachten das Aufnahmeverfahren soweit, daß auch Amateurfotografie in weitem Umfang möglich wurde. In den 30er Jahren unseres Jahrhunderts entstanden schließlich die heute gebräuchlichen Farbfilmverfahren.

Parallel dazu verlief aber auch von Anfang an eine stürmische Weiterentwicklung der Apparate und der notwendigen Optik. Diese ermöglichten schließlich die Erschließung einer großen Zahl von Anwendungen im kulturellen, wissenschaftlichen, technischen, politischen, sportlichen, militärischen, kommerziellen und privaten Bereich.

Die Fotografen.

Die Fotografen der Anfangsjahre, häufig Leute aus künstlerischen Berufen (in Ludwigsburg z.B. Goldarbeiter, Maler, Buchhändler), mußten ihre Fertigkeiten und Künste zunächst flächendeckend bekanntmachen. Dazu zogen sie von Stadt zu Stadt, boten auf Märkten und Messen, aber auch in Zeitungen, ihre Dienste an und stellten die Bilder öffentlich aus.

Die ersten Ateliers, die dann rasch gegründet wurden (Stuttgart 1841, Ludwigsburg 1860), waren auf die größeren Städte beschränkt. Doch auch dort fand sich, trotz etabliertem Bürgertum und zunehmender Industrialisierung, zunächst wenig zahlungskräftiges Publikum für die teuren Bilder (Preis 1847 für eine Daguerrotypie: 3-12 Gulden; Jahresverdienst eines Tagelöhners ca. 110 Gulden). Noch viel mehr galt dies für das Umland, wo die Bevölkerung Mitte des 19. Jahrhunderts unter gravierenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten litt: Mißernten und Teuerung verstärkten die verbreitet schon vorhandene Armut (1853 erwirbt Geisingen ein Armenhaus, 1855 Heutingsheim) – neben dem Geld für den Fotografen fehlte den Betroffenen damit sicher auch die Motivation, diesen Zustand bildlich zu konservieren.

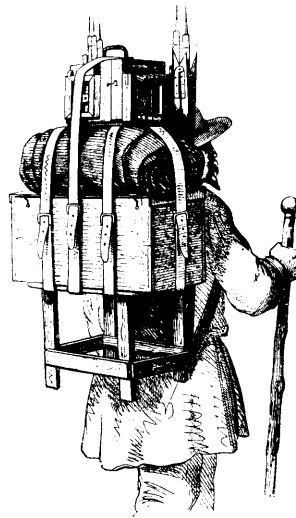
So war denn im eher ländlichen Bereich die Fotografentätigkeit auch in späteren Jahren lange kein Full-Time-Job. Vor allem an den Sonntagen, wenn Feste gefeiert wurden, packte der Fotograf seine Ausrüstung in den Rucksack und suchte sich Motive. Unter der Woche jedoch war wenig zu tun, und mancher arbeitete weiter im ursprünglichen Beruf (oder kehrte dorthin zurück, wenn er als Fotograf nicht erfolgreich war. Die meisten Fotografen arbeiteten überwiegend im Porträtbereich – das Bedürfnis der Kundschaft nach vorzeigbaren Bildern von sich oder der Familie war dominierend. Für künstlerische Fotos oder dokumentarische

Aufnahmen der bereisten Orte gab es selten Aufträge, sie spielten deshalb bei vielen Fotografen nur eine geringe oder keine Rolle.

Bis zum Erscheinen des ersten deutschsprachigen Lehrbuchs 1846 mußte der Laie, der das Fotografieren erlernen oder der Fotograf werden wollte, sich Theorie und Praxis in einem der wenigen Atelier aneignen. Über den »2. Operateur« stieg er zum »1. Operateur« auf und konnte sich dann selbständig machen. Doch schon 1852 wurde in Dresden die erste private Porträt- und Lehranstalt eröffnet, und auch die Universitäten begannen sich für Fotografie als Unterrichtsfach zu interessieren: 1863 fanden an der »Königlich Württembergischen Centralstelle« in Stuttgart Vorlesungen über Photographie statt.

Fotografie auf dem Lande.

Von Beginn an zog es Anwender der neuen Technik, die oft den fotografischen Apparat der Staffelei und der Palette des Malers gleichsetzten – oder einfach auch in den Städten trotz dortigen gleichzeitigen wirtschaftlichen Aufschwungs noch nicht genügend zahlungskräftige Kundschaft fanden – aus den Zentren hinaus aufs Land, um mit Aufnahmen von Menschen, vereinzelt auch von Landschaften und Sehenswürdigkeiten, Geld zu verdienen. Die Fotografie nahm damit der Malerei eine bis dahin bedeutende Aufgabe ab, nämlich die Darstellung von aktueller Realität – und machte damit manchen Maler brotlos.



Bepackter Wanderfotograf, 60er Jahre 19. Jh.

Um das nasse Kollodiumverfahren anwenden zu können, brauchte der Fotograf auch im Freien einen dunklen, überall verwendbaren Arbeitsraum mit den dazugehörigen Chemikalien und Wannen. So hatte er, wenn er nur die notwendigsten Utensilien auf seine Ausflüge mitnahm, einen beträchtlichen Ballast auf seinem Rücken zu tragen: in seinem Gepäck befanden sich nicht nur die Kamera mit Stativ, sondern auch Dunkelzelt, Kollodiumplatten, Chemikalienkasten, Wannen, Wasserbehälter, Putzapparate etc. Für größere Unternehmungen ergaben sich schnell Gewichte von über 200 kg.

Bei der Arbeit selbst war der Wanderfotograf Schwierigkeiten und Strapazen ausgesetzt, die dem heutigen Knipser kaum mehr vorstellbar sind: das Wetter beeinflusste in hohem Maße die chemischen Vorgänge und machte sie schwer berechenbar, die Arbeit im (bei Sommerwetter) heißen Zelt mit Dämpfen und Gasen war unangenehm und ungesund (die Fotografen wurden oft nierenkrank), und schließlich störten immer wieder neugierige Passanten:

»Die Schuljugend läßt sich leichter vertreiben, man zeige ein silbernes Geldstück und werfe an Stelle desselben einen verborgen gehaltenen Stein. Ehe die rennende Jugend wieder da ist, kann die Aufnahme leicht geschehen.«

Wegen der Nachteile der Dunkelzelte gingen viele Fotografen nach und nach dazu über, sich Dunkelkammern in Sänftenform oder kleine Reisewagen anzuschaffen, die manchmal, nachdem die Räder abmontiert waren, auch zu Hause als Dunkelkammer benutzt werden konnten.

Erst mit dem Aufkommen der Trockenplatten Ende der 70er Jahre wurden Reisezelt und Reisewagen entbehrlich und die Wanderfotografen erreichten auch die kleinsten Gemeinden Württembergs. Dort wurden sie durchaus nicht immer mit offenen Armen erwartet, mancherlei Vorurteile und Widerstände mußten überwunden werden. In streng pietistisch geprägten Gegenden hatten Fotos den Beigeschmack von Repräsentation und damit unchristlicher Fitelkeit, zudem sollte das Bild Gottes, nach dem die Menschen ja geschaffen waren, nicht durch eine menschliche

Maschine festgehalten werden. Vereinzelt wurden auch technische Neuerungen, die im Rahmen der Industrialisierung und der damit verbundenen Unruhe aufs Dorf kamen, mit Mißtrauen verfolgt. Und schließlich konnte man überhaupt bezweifeln, daß die neue Technik die Fähigkeit zur Herstellung eines korrekten Abbildes hatte!

Oft unterboten die Wanderfotografen gegenseitig ihre Preise, was der Qualität der Bilder nicht immer guttat. Dann konnte es passieren, daß unzufriedene Kunden potentielle Leidensgenossen in der Lokalpresse vor diesem und jenem namentlich genannten Fotografen warnten.

Atelier-Fotografie.

Die Ära der Wanderfotografen wurde in den Städten relativ schnell durch die niedergelassenen Kollegen mit ihren neuerichteten Ateliers („... trocken und garantiert warm“) beendet. Doch auch Atelierfotografen hatten in den Anfangsjahren mit mannigfaltigen Problemen zu kämpfen: mangelhafter Beleuchtung, lichtschwachen Objektiven und schwach empfindlichen Negativplatten. Die größten Schwierigkeiten bereiteten jedoch die Kunden:

„Sehr viele haben eine starke Abneigung gegen das Photographieren; man vergleicht es oft mit einem Besuch beim Zahnarzt. Nervenschwäche beschränkt sich keineswegs nur auf das schöne Geschlecht oder auf die Alten und Schwachen..“

Die ersten Fotoateliers befanden sich überwiegend in den obersten Etagen der Häuser. Zur Verbesserung der Lichtverhältnisse konstruierte man Glasdächer und arbeitete nur in den Vormittags- und Mittagsstunden. Erst als die Fotoplatten empfindlicher wurden, konnte das Publikum auch nachmittags zum Portraitierten eingeladen werden. Anlässe waren Familienfeste wie Taufe, Konfirmation oder Hochzeit, aber auch die Musterung des Sohnes oder das Vereinsjubiläum.

Im Gegensatz zu den Wanderfotografen, die aufgrund ihrer Mobilität lohnende Ziele »ambulant« ansteuern konnte, benötigten niedergelassene Fotografen ein ausreichend großes Einzugsgebiet, möglichst verbunden mit weiteren Standortvorteilen, wie sie z. B. Märkte oder vielbefahrene Straßen und Verkehrsknotenpunkte boten. So war es kein Zufall, daß einer der ersten Fotografen in Ludwigsburg am Holzmarkt als damaligem »Messe«-Standort arbeitete. Aufgrund der Vermögensverhältnisse kam zunächst nur ein sehr kleiner Teil der Ortsansässigen als potentielle Kundschaft in Frage; diese rekrutierte sich u.a. aus dem finanziell bessergestellten Dienstleistungsgewerbe, zu dem Fuhrleute, Gastwirte, Kaufleute oder Apotheker zählten. Zusammen mit den Ärzten und den Lehrern bildeten sie die Spitzen der lokalen Gesellschaft, die auch oft den technischen Neuerungen gegenüber aufgeschlossener war.

Ab Mitte der 50er Jahre brachten Spezialkameras vier bis acht Aufnahmen gleichzeitig auf eine Platte, was die Kosten erheblich senkte. Diese Preissenkung machte es auch für den durchschnittlich verdienenden Bürger verlockend, sich portraitierten zu lassen.

Die Fotografen hatten dadurch einen derartigen Zulauf, daß man nur noch nach vorheriger Anmeldung und wochenlanger Wartezeit Einlaß in die Ateliers fand. Eine weitere Auswirkung dieser Entwicklung war eine starke Zunahme von Ateliers in diesen Jahren.

Mit der zunehmenden Vergrößerung des Abnehmerkreises veränderte sich langsam auch die fotografische Sichtweise: stand in der Frühphase der Portrait-Fotografie die individuelle Darstellung im Vordergrund, so dominierten bald Pose und Staffage. Mit vordergründiger Symbolik sollten der soziale Stand und die Stellung der abgebildeten Person sichtbar gemacht werden. Spezielle »Poseapparate« verhinderten nicht nur ein Verwackeln, sondern nötigten auch als schön oder imposant geltende Haltungen auf. Auch heute lassen manche Atelierfotografien, die zu festlichen Anlässen hergestellt werden, noch diese stilistischen Merkmale aus der Frühzeit erkennen.

Ausbreitung der Photographie in Schwaben.

Sept. 1839	erscheint Übersetzung von Daguerres Anleitungsbroschüre bei Metzler in Stgt.
1839	Prof. Nörrenberg aus Tübingen fertigt Daguerrotypen an (noch erhalten, heute im Tübinger Museum) und ist damit erster Daguerrotypist des Königreichs Württemberg
1841	erste Fotoateliers in Stuttgart
18.10.1846	Wander-Daguerrotypist Käser in Ludwigsburg
Dez. 1851	Goldarbeiter und Photograph L. Meurer bietet seine Dienste in LB an
1853	erste Fotoateliers in Tübingen
1855	erste Wanderfotografen in Winnenden
Nov. 1860	Atelier Meurer als erstes Fotoatelier in Ludwigsburg fertig
6.11.1861	Fotograf Rudolph Pfähler in Ludwigsburg (taucht im Adreßbuch 1869 nicht mehr auf)
13.5.1862	Wanderphotograph aus Coblenz bietet während der Messe auf dem Holzmarkt in Ludwigsburg seine Dienste an: „... für sprechende Ähnlichkeit und Haltbarkeit wird garantiert.“
1864	erstes Fotoatelier in Winnenden (ca. 3200 Ew.)
1872	(Hof-)Fotograf Robert Wetzig nimmt seine Arbeit in Ludwigsburg auf
1875	4 Fotografen in Ludwigsburg; in Württemberg 1,1 Photographen auf 10.000 Einwohner !!
1880er Jahre	Durchbruch der Amateur-Fotografie
1890er Jahre	Foto-Postkarten-Fieber
1900	6 Fotografen in Ludwigsburg ansässig
1910	9 Fotografen in Ludwigsburg ansässig

Fotograf Gotthilf Schäfer, Geisingen.

1907 in Geisingen geboren, lernte und arbeitete Gotthilf Schäfer – wie viele andere Geisinger auch – als Zuschneider bei Salamaner. Schon früh war er mit der Fotografie in Kontakt gekommen und betrieb sie zunächst als Hobby, z.B. bei Familienfeiern. Erst als während der Weltwirtschaftskrise (Ende 20er Jahre) die Arbeit knapp wurde, baute er das Hobby zum Beruf aus. Ein Ludwigsburger Fotograf gab dem Autodidakten in der Anfangszeit Hilfestellung. Als Wanderfotograf bereiste Herr Schäfer in der Folgezeit mit seinem Motorrad die Dörfer der Umgebung, im Bottwartal, im Strohgau, und den Neckar abwärts bis Mundelsheim und Hessigheim. Der Schwerpunkt seiner Arbeit lag bald bei Hochzeitsfotos: bis zu neun Brautpaare posierten pro Samstag vor seinen Objektiven, insgesamt etwa 1 500 Hochzeitsgesellschaften kannte er auf seine Platten. Da Aufträge zunächst nur selten kamen, war er auf Informationen von Mesnerinnen und Mesnern angewiesen und fotografierte dann erst einmal auf gut Glück. Im Dorf war Herr Schäfer lange Zeit, vor allem vor dem Krieg, nicht sehr anerkannt – durch seine Tätigkeit als reisender Fotograf stand er in der Dorfhierarchie eher unten. Hier galt mehr, wer mit seinen Händen sichtbar schwere Arbeit vollbrachte, sei es auf dem Feld, in der Werkstatt oder in der Fabrikhalle.

Seine Hauptkonkurrenten beim Kampf um Aufträge waren die Fotografen Zeller aus Ludwigsburg und Kienzle in Bietigheim. Von 1930 bis Anfang der 50er Jahre hatten auch die Heutingsheimer

Empfehlung.



Auch bei trübem Wetter werden täglich von Morgens 8 bis Nachmittags 4 Uhr photographische Bilder aufgenommen, für deren sprechende Ähnlichkeit ich garantire. Zugleich erlaube ich mir, auf meine billigen Preise und gute Einrichtung zur Aufnahme aufmerksam zu machen.

H. Bühler,
Photographie, Lithographie und
Steindruckerei,
neben dem Gasthaus zum
Kronprinzen.

H. Bühler

einen eigenen Fotografen: wenn dort Herr Metzger an den Wochenenden Paß-, Konfirmations- und Hochzeitsbilder gemacht hatte, dann wurde die Küche zur Dunkelkammer. Unter der Woche arbeitete er jedoch weiterhin »beim Bosch«. Die Bewohner von Beihingen war dagegen mehr nach Benningen orientiert: bei Bedarf wanderten viele zum dortigen Fotografen Heinrich. Herr Schäfer legte 1937 zusätzlich die Prüfung für den Fotohandel ab und betrieb – unterbrochen 1937-39 durch einen Abstecher nach Markgröningen – bis 1972 Geschäft und Atelier in Geisingen. Erst ab 1970 erwuchs ihm durch die Firma Heimerdinger in Heutingsheim wieder Konkurrenz direkt vor der Haustür. Die Schäfersche Fototradition wird heute von Sohn und Enkel in Besigheim und Brackenheim fortgeführt.

Historische Fotos - die ganze Wirklichkeit?

»Die Erfindung der Kamera ermöglicht es uns, in die Vergangenheit zu schauen«, behauptet eine Geschichte der Fotografie – Fotos werden als sozialgeschichtliche Dokumente gesehen. Über die Vergangenheit unserer Dörfer, die Lebensbedingungen der Menschen ist aus anderen Quellen einiges bekannt – aber das danach angefertigte gedankliche Bild stimmt nur selten mit den wenigen erhaltenen Fotografien überein. Das karge, oft armselige Alltagsleben ist in diesen weitgehend ausgespart, Bilder wie die aus dem Heutingsheimer Armenhaus sind eine Rarität. Es ist deshalb nötig, alle Quellen zusammenzufügen, um ein einigermaßen realistisches Bild der Vergangenheit zu erhalten.

Fotografien wurden damals nicht als Abbilder gemacht, um Lebensumstände zu dokumentieren – so aber werden sie heute oft interpretiert. Eher sollten Wünsche und Träume ausgedrückt, das wenige Erreichte dargestellt werden und nicht der Mangel. Die Fotos waren Auftragsarbeiten, die ein Idealbild darstellen sollten. Deshalb finden sich auch so selten Aufnahmen aus der Arbeitswelt (diese tauchen in größerem Umfang – und dann wohl nicht zufällig – erst in den 30er Jahren auf) Vor dem Bauernhaus wie im Atelier entstanden oft kunstvoll bis ins letzte durchinszenierte Darstellungen einer Scheinwelt: Personen im Sonntagsgewand posieren vor gemalten Kulissen (dabei wurde der Sonntagstaat wohl erst im Atelier aus dem Korb geholt, um – im pietistisch geprägten Schwaben – auf der Straße nicht als Müßiggänger angesehen zu werden!).

Zudem wurden die Bilder oft nachträglich bearbeitet: Papierbilder nach dem Kollodiumverfahren gaben anfangs oft wenig Details wieder, so daß sie vom Fotografen nicht nur retuschiert, sondern oft auch übermalt wurden. Aus einer Fotografie konnte so leicht ein Gemälde werden. Durchaus die Regel waren später Negativ- oder Positivretuschen (»Hier wurde die Nase etwas gekürzt, dort die Taille etwas nachgeschlankt«), um ein Portrait dem bestellten Idealbild anzunähern.

Manchmal verkleinerte man auch mit Hilfe der Photomontage Personen optisch, um den eigenen Hof im Hintergrund größer erscheinen zu lassen. Oder ein bereits Verstorbener wird nachträglich ins Familienbild eingefügt. Die bekanntesten Beispiele dieser Art Fotografie sind Gruppenbilder von Vereinen, die nachträglich in einen gemalten Hintergrund montiert wurden. Dadurch ist es möglich, daß ein und dieselbe Person doppelt oder dreifach im Foto erscheint! Dennoch, bei allen Abstrichen, geben die Fotos oft auch vergangene Wirklichkeit preis, vermitteln sie Informationen und Eindrücke, die auf anderen Wegen nicht erhalten blieben, und sind damit doch kultur- und sozialgeschichtliche Dokumente.

Amateur-Fotografie.

Neben den zunächst hohen Preisen für eine Kameraausrüstung (um 1890 400-700 Mark; in Preußen z.B. verfügte nur etwa ein Zehntel der Bevölkerung über ein Jahreseinkommen von über 900 Mark) verhinderte auch die notwendige Beherrschung der aufwendigen Nebentätigkeiten des Fotografen ein schnelles Ausbreiten der reinen Amateurfotografie.

Die Einführung des Normalarbeitstages und das Verbot der Sonntagsarbeit Ende der 70er Jahre des 19. Jh. brachte jedoch vielen Zeitgenossen erstmals »Freizeit«. Gleichförmige Arbeiten im Zuge der fortschreitenden Industrialisierung und Spezialisierung

weckte dazuhin bei manchem den Wunsch nach Tätigkeiten, die sich von der Eintönigkeit des täglichen Broterwerbs abhoben. Vor diesem Hintergrund wurde die Liebhaberfotografie – neben dem Radfahren – zu einer der beliebtesten Freizeitbeschäftigungen des ausklingenden Jahrhunderts. Begünstigt wurde diese Entwicklung durch eine deutliche Senkung der Anschaffungskosten, außerdem übernahmen jetzt Fachgeschäfte und Hersteller die Entwicklungsarbeiten. Auch die Kameras wurden immer leichter und einfacher zu handhaben. Als Eastman 1888 den Rollfilm sowie damit verbunden die Kodak-Box in den Handel brachte, war der Weg geebnet für die umfassende Erschließung des Amateurbereichs.

Der Liebhaber machte sich nun beim Fotografieren vom Profi unabhängig und löste sich von den Konventionen der Kunstfotografie. Da die Bilder dem Diktat des öffentlichen Geschmacks weitgehend entzogen blieben, konnte der private Bereich jetzt stärker Berücksichtigung finden. Die Fotos zur privaten Erinnerung sind dadurch meist näher am Leben als Bilder über kulturell genormte Lebenssituationen wie Taufe, Hochzeit etc. Gleichzeitig spiegeln sie aber auch immer gesellschaftliche Zustände und Entwicklungen, kulturelle Regulierungen und Normen wider.



Erster Geisinger Elektroherd 1931

Kleine Höhepunkte der Freizeit, Situationen, an die man sich gern erinnern wollte, und schließlich auch ganz alltägliche Gegebenheiten sowie die vertraute Umgebung wurden mit der Kamera festgehalten. Im Album gesammelt, geordnet und verwahrt, dienten – und dienen – die Fotos dem Bewahren von Vergangenem, zeigen die Bilder Ausschnitte des eigenen Daseins und fungieren als Orientierungszeichen, die – zur Lebensgeschichte verknüpft – auf die eigene Identität hinweisen. Und nicht zuletzt demonstriert Amateurfotografie auch die eigene soziale Bedeutung, indem sie Statussymbole wie Kleidung, Reisen, Auto und das eigene Haus konservierbar und vorzeigbar macht.

Literatur:

- | | |
|--|---|
| Beckmann, Ralf. | Fotografie im ländlichen Raum – Fragen an einen Fellbacher Nachlaß. in: Schwäbische Heimat 3/1991, S. 231 ff. |
| Cornwall, James E. | Die Frühzeit der Photographie in Deutschland 1839-1869. Herrsching 1979 |
| Haberkorn, Heinz. | Anfänge der Fotografie. Reinbek 1981 |
| Hesse, Wolfgang. | Ansichten aus Schwaben. Tübingen 1989 |
| Landesstelle für Museumsbetreuung BaWü (Hrsg.) | Rettet die Bilder – Fotografie im Museum. Museums-Magazin 6, Stuttgart 1992 |